Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Ettlinger Zeitung. 1949-1973
1951

70 (24.3.1951) Zum Sonntag

Visual Library

zum Sonntag

Ein unermeßliches Geschenk

Von Walter Bauer

Wenn man mich fragen würde, welcher von allen der schönste Ostertag in meinem Leben gewesen sei, würde ich ohne Zögern antworten, daß es der Ostertag gewesen ist, den ich im Kriege in einem Dorfe in Rußland, am Dnjepr, gefeiert habe. Ich sage das Wort „Krieg"; ich weiß, was ich damit sage. Aber ich weiß auch, daß es in dieser fortwährenden und wachsenden Finsternis Augenblicke gegeben hat, in denen ganz einfach die Finsternis vom Licht, das plötzlich aus irgendeiner Quelle hervorbrach, überwältigt wurde; in denen alles von uns abfiel, was uns peinigte und uns unsere Freiheit und Würde nahm.

Ich lese die Sätze in meinem Tagebuch. Sie sind Fenster, durch die ich ein kleines Dorf, nicht weit vom großen Strom, deutlich sehe. Ich höre Stimmen. Es sind Stimmen von Bauern, die deutsch sprechen. Ihre Vorfahren sind aus Westpreußen nach Rußland gekommen, und sie haben die Sprache bewahrt.

Damals habe ich aufgeschrieben, wie es gewesen ist. Wir saßen am Abend auf der Bank am Ofen, und bei uns saß der Vater des Bauern, ein alter Mann. Er war aus seinem Haus herübergekommen, um mit uns zu sprechen. Er war Mühlenbesitzer, Lehrer, Prediger gewesen; die Leute des Dorfes gehörten einer Gemeinschaft an. Jetzt war er ein alter Mann, und er war es, der mir das unermeßliche Geschenk gab, das in dem Namen Goethe für jeden bereit liegt. Er hatte viel gelesen, und wir sprachen von Büchern. Da fiel dieser Name. Wie ein Stern stand er über unserm Gespräch und erhellte es. Er liebte Goethe. Das war für ihn der Berg, von dem alle lebendigen Wasser herabflossen. Wir erwärmten uns an dem Feuer, das in „Tasso", in „Hermann und Dorothea", „Iphigenie", im „Faust" wie in unzerstörbaren Gefäßen brannte. Als wir auseinandergingen, sagte der alte Mann, er habe Goethes Werke besessen. Einige Bände hatte er noch zu Hause, andere waren in den wechselvollen Jahren seines Lebens verlorengegangen; sein Sohn, der Bauer, mußte auch noch ein paar haben.

Er wollte sie für mich heraussuchen, und die andern könnte ich mir bei ihm holen.

In den Osterwochen jenes Jahres las ich Goethe. Den ganzen Tag wartete er auf mich, und abends, wenn der Dienst vorbei war, wenn ich mich gewaschen und den Tag abgestreift hatte, trat er zu mir, so, wie er gewesen war, jung, strahlend, eine flammende Sonne im Herzen. Er riß die Nebel von meinen Augen. Er rief mir seine Hymnen zu.

Ich glaube nicht, daß ich jemals wieder Goethe so lesen werde wie in den Nächten, die wie ein Feld voller unaufgebrochener Kraft vor dem Ostermorgen liegen. Ich denke, daß ich nie wieder die Hymne der Engel und die Chöre der Auferstehung mit einer solchen Gewalt hören werde wie in der Tiefe der Nacht, aus der sich das Licht des Ostertages löst. Diese Nacht wird nie wiederkehren — oder auf welchen Grund müßte ich hinabsinken, um noch entblößter, noch erwartungsvoller zu sein?

(Aus „Blätter von der Hoffnung" — Verlag C. Bertelsmann, Gütersloh).

Aus dem Schlehdorn bricht es wie ein Wunder
Vor der Weide stehst du wie betört.
Vorjahrslaub verwirbelt wie ein Flunder,
Wenn der Föhn den starren Baum beschwört.

Abgetan ist jede Schmerzgebärde,
Alles, was noch gestern dich bedrückt.
Rings umschränkt vom holden Kreis der Erde
Staunst du still, in einen Traum entrückt.

Karl Burkert

ANTON GABELE

Die Botschaft vom Auferstandenen

„Hier hatte ich die zwei Taschentücher hingelegt. Eben lagen sie noch da, und wo sind sie jetzt? Das frag ich!"

„Was glotzen Sie mich so an? Meinen Sie etwa, ich hätte ihre Drecklappen weggenommen?" . . .

Der alte Mann entwich dem Frauengezänk und verließ die Baracke, ohne ein Wort zu sagen. Er wußte ja, was jetzt folgte, und daß die beiden Frauen den Gram, seit langem verhalten, mit sinnlosen Schmähungen gegeneinander ausschütteten, bis dann die Wut allmählich in Weinen und Wimmern verrann. Er hatte Mitleid mit seiner Frau, die doch die Mutter seiner Kinder und 42 Jahre hindurch die treue Gefährtin seines Lebens war. Er hätte sie an der Hand nehmen und aus dieser menschenvollen Baracke hinausführen sollen und brachte es in diesem Augenblick doch nicht fertig. Er wäre auch von ihr gar nicht gehört, nur selber noch in den Tumult hineingezogen worden. Er wußte ja, wie es zuging, er hatte eine lange, bittere Erfahrung in derlei. Ihm blieb nichts als schweigen und fortschleichen und so der Schande entgehen.

Schnee und Regen rieselten durcheinander, und um die Berge dieses kalten, unwirtlichen Landes hingen die Nebel wie Leichentücher. Fünf Minuten auf diesen morastigen Wegen genügten, daß Schuhe und Strümpfe durchnäßt waren. Der verschlissene Mantel konnte gegen solch ein Hundewetter auch nicht viel schützen. Vielleicht hatte man morgen eine Lungenentzündung. Und wenn schon! Was hielt ihn denn noch in diesem Leben zurück? Doch nur die alte Frau da unten in der Baracke, und die hatte ihn eben mit rot unterlaufenen Augen wie irrsinnig angestarrt. Zu viel war es, was über sie hereingebrochen. Haus und Habe und Heimat, die Kinder, die Enkel, die Freunde, Geld und Geltung verlieren, in die Nacht, den Hunger, die Kälte, die Bosheit hinausgestoßen werden . . .

In diese bitteren Gedanken verloren schlurfte der alte Mann den schmutzigen Weg hin und achtete kaum, wo er ging und wer neben ihm ging. Es kamen aber viele des Weges, eine ganze Dorfschaft, Kinder zumal, und überholten ihn. Fast ohne es zu achten, folgte ihnen der Mann einen sanften Hang empor, durch einen Buchenschlag. Droben war eine Kirche, ganz in Nebel vermummt. Er sah sie erst, da er davorstand, und weil alle durch das niedere Tor traten, folgte er auch da hinein. Doch blieb er gleich neben der Türe im Halbdunkel stehen. Er gehörte einem anderen Bekenntnis an als die Leute hier in dem Kirchlein. Vor Jahrzehnten als Student hatte er einmal einem Gottesdienst dieser Art beigewohnt, einem Mädel zu Liebe, das die Kirche besuchte. Damals war ihm das mehr theaterhaft vorgekommen, und er hatte es entschieden abgelehnt. Jetzt dagegen heimelte es ihn an, er wußte nicht warum: die milden Kerzen am Altar, die beherrschte Unruhe der Gemeinde, der näselnde Ton der alten Orgel und am meisten der weißhaarige Priester. Er sprach mit tiefer, überzeugter und überzeugender Stimme das alte liebe Evangelium vom Ostermorgen und den Frauen am leeren Grab. — So war das also der Karsamstag-Abend! Der alte Mann hatte in all den vergangenen Tagen und Wochen nicht ein einzigesmal an Ostern gedacht. Was soll Ostern auch einem Menschen noch bedeuten, der keine Menschlichkeit mehr um sich verspürt? Und doch durchrann ihn jetzt das Ostergefühl wie ein Zauber aus längst vergangener Märchenzeit.

„. . . Fürchtet euch nicht! Ihr suchet JESU, den Gekreuzigten. Er ist nicht hier, er ist auferstanden . . ."

„Die Botschaft hör' ich wohl, allein mir fehlt der Glaube". Dies alte Wort des Zweifels murmelte der Mann vor sich hin, doch war sein Herz nicht mehr dabei. Die Gedanken schweiften ihm fern in den Osten, dorthin, wo er einst daheim war. Dort sah er den Bücherschrank im großen Eckzimmer und die Reihen dicker Bücher darin. Die hatten ihm den Kinderglauben zerredet und behauptet, an eine Auferstehung glauben sei eines modernen Menschen unwürdig. Behauptet und bewiesen hatten sie, wie es sich eben in Büchern beweisen läßt. Allein das Leben hat andere Beweise als ein Buch. Wo sind die Bücher aus Großvaters flämischem Schrank geblieben, wo ihre haarspaltenden Beweise und wo die Haarspalter und Klugredner selbst? Vergessen und verweht mit ihren Werken. Doch geblieben ist der Osterglaube, zauberhaft die Seele erfüllend und jung, wie er da aus den Kinderaugen zum Heiland emporblickt und von seinem Wunder singt, das vielleicht vor 2000 Jahren geschehen doch in jedem Jahr und Leben neu aufersteht.

Wie ein Blitz die Nacht spaltet, so brach es über den schwermütigen Mann bei der Kirchenpforte. Zum ersten Male in diesen langen leidvollen Jahren ahnte er einen Trost und einen, der nicht bloß Wort, sondern so unausgesprochen wie unaussprechbar mit jähem Glanz die Finsternis auseinanderstrahlte. Hatte er nicht die vielen Jahrzehnte seines Lebens gehandelt wie einer, der, in die Weite starrend, vor Durst fast verschmachtet, indessen ein klarer Born vor seinen Füßen rinnt, daß er nur ins Knie sinken und schöpfen braucht und sich laben mag. Auch an die Frau dachte er, die zermarterte, einsame Greisin, die ihm ein Leben lang geschenkt, was sie nur zu schaffen vermochte. Und was hatte er ihr dagegen geschenkt? Die Tränen liefen ihm über die Wangen. Er wischte sie schnell hinweg und schlich zur Türe und fort, doch nur bis zur Friedhofsmauer. Dort blieb er wieder stehen und lauschte zurück. „Christus ist erstanden . . ." — das sang man hier wie vor 100, wie vor 1000 Jahren, wie nach dem 30jährigen Krieg, wie nach den Zeiten der Pest und der Not. Die Orgel öffnete alle Register, die Glocken hoch oben im Turm trugen die Botschaft vom Auferstandenen in die Welt hinaus.

Derweil verließen nun die Beter ihre Kirche und eilten den Berg hinab heimwärts. Auch der Alte machte sich auf, ihnen zu folgen, heimwärts auch er, der Heimatlose. Da er den sprudelnden Wildbach überschritt, sah er zwei Schlüsselblumen zum Wasser geneigt und pflückte sie. Der rote Ostermond kam hinter den Bergen hervor. Die Baracke lag wie erstorben. Seine Frau saß am Fenster. Er nickte ihr zu und hielt ihr die Schlüsselblumen entgegen. „Sie riechen so herb und würzig wie der Bach, wo sie so früh schon blühn". Er legte ihr die Blumen in den Schoß, zog einen Schemel herbei, setzte sich neben sie und ergriff ihre Hand. „Morgen ist Ostern, morgen feiern wir Ostern, Mathilde, auch wir zwei!" Sie blickte zu ihm auf, erstaunt erst, und ihre Augen wurden immer heller. Die Jahre der Not versanken darin und sie hatte auf einmal wieder die Augen, die er einst geliebt, Augen der bräutlichen Liebe.

OSTERSPAZIERGANG

Von Johann Wolfgang von Goethe

Vom Eise befreit sind Strom und Bäche
Durch des Frühlings holden, belebenden Blick,
Im Tale grünet Hoffnungsglück;
Der alte Winter in seiner Schwäche
Zog sich in rauhe Berge zurück.

Von dorther sendet er fliehend nur
Ohnmächtige Schauer körnigen Eises
In Streifen über die grünende Flur.
Aber die Sonne duldet kein Weißes,
Ueberall regt sich Bildung und Streben,
Alles will sie mit Farben beleben,
Doch an Blumen fehlts im Revier,
Sie nimmt geputzte Menschen dafür.

Kehre dich um, von diesen Höhen
Nach der Stadt zurückzusehen.
Aus dem hohlen, finstern Tor
Dringt ein buntes Gewimmel hervor.
Jeder sonnt sich heute so gern.
Sie feiern die Auferstehung des Herrn.
Denn sie sind selber auferstanden;
Aus niedriger Häuser dumpfen Gemächern
Aus Handwerks- und Gewerbesbanden,
Aus dem Druck von Giebeln und Dächern,
Aus der Straßen quetschender Enge,
Aus der Kirchen ehrwürdiger Nacht
Sind sie alle ans Licht gebracht.
Selbst von des Berges fernen Pfaden
Blinken uns farbige Kleider an.
Ich höre schon des Dorfs Getümmel,
Hier ist des Volkes wahrer Himmel,
Zufrieden jauchzet groß und klein:
Hier bin ich Mensch, hier darf ich's sein.

ZEICHNUNG HANS SUTTNER

Im Lied der Vögel

Es war ein sommerschöner Frühlingstag,
Und frühe schon verließ ich mein Gemach,
Mit Wonne trank ich die durchglühte Luft
Und eines Veilchenstraußes lauen Duft,
Den auf dem Boulevard mir, jung und rot,
Als ich vorüberstrich, ein Mädchen bot.

Und als ich weiterging, und fern und nah
Das frische Leben sich entbinden sah,
Im Lied der Vögel, in der Sonne Licht,
Und in der Menschen frohem Angesicht,
Das alles spiegelt, was zu Leid und Lust
Sich still-geheim gebiert in tiefster Brust:

Da war in mir das Innerste gelöst,
Des Wesens Kern und Wurzel, wie entblößt,
Und was in mir nicht leuchtet und nicht klingt,
Weil es in andrer Form zum Dasein dringt,
Das leuchtete und klang, es rann in eins,
Mit Strahl und Ton zur Fülle neuen Seins.

Friedrich Hebbel

AUS UNSERER HEIMAT

Frühlingsglaube

Die linden Lüfte sind erwacht,
sie säuseln und weben Tag und Nacht,
sie schaffen an allen Enden.
O frischer Duft, o neuer Klang!
Nun, armes Herze, sei nicht bang!
Nun muß sich alles, alles wenden.

Die Welt wird schöner mit jedem Tag,
man weiß nicht, was noch werden mag,
das Blühen will nicht enden.
Es blüht das fernste, tiefste Tal:
Nun, armes Herz, vergiß der Qual!
Nun muß sich alles, alles wenden.

Ludwig Uhland

Der Lenz bezwingt des Winters Macht

Neues Leben in Wald und Flur — Betrachtet und aufgeschrieben von Roland Rhenius

Es war vor vier Wochen. Nach einer wilden Föhnnacht kam milder Wind angeflogen und brachte frohes Ahnen mit. Letzte graue Wolkenberge schwammen träge von dannen. Aus dem Frühdunst wuchs strahlend die Sonne. Es war wie ein Sieg! Rasch verschlang die Erde das weiße Gewand. Bald waren es nur noch kleine Inseln, die da und dort silbern glänzten. Als Tage später der Abend die Sonne einschluckte, waren auch die im Erdreich ertrunken. Nun sind die Bäche wieder froh. Der Föhn hat ihr eisgläsernes Dach zerbrochen, und ungestüm drängend tragen sie die grünglitzernden Scherben davon.

Schon sprießt den Weiden silbriger Flaum. Gelbe Zöpfe treibt die Hasel aus dem Gezweig, und frühe Bienchen berauschen sich an der goldstäubenden Tracht. Die Birke läßt ihre Säfte steigen, und schier über Nacht ziert grüner Hauch die hohe Krone. Im Garten regt sich das neue Leben. Zarte Triebe entsprießen der winterfeuchten Erde, und bald erblühen Krokus und Schneeglöckchen in jungfräulicher Pracht.

Nun will der Frühling kommen.

Der Amsel Gesang trägt ihn ins Land. Lustiger tschilpen die Spatzen. Die Elster baut schwatzend ihr Nest. Der Kiebitz stellt sich ein und tollt übermütig in der Luft. Sein „kiwitt, kiwitt" ist ein einziges Jubellied. Star und Feldlerche wetteifern mit ihm, und schon ist die Welt voll Musik. Nun wechselt auch die scheue Trappe vom Klee ins Wintergetreide. Schnarrend beginnen die Hähne den Liebeskampf, und bald jagen die Sieger mit geblähtem Kehlsack die Hennen. Auf Brachfeld und Sturzacker kegeln verliebte Rammler, streiten um die schönste Häsin und ohrfeigen sich dabei, daß die Wolle fliegt.

Drüben, am Hochwald, fährt das Eichhörnchen aus dem Stamm einer alten Fichte. Warm scheint die Sonne auf den brandroten Balg. Es setzt sich auf, putzt sich, späht umher, dann zerknabbert es einen Tannenzapfen, daß die braunen Schuppen regengleich zu Boden gehen. Jetzt fegt es zur Erde, scharrt suchend im Laub, findet einige Eicheln, die es gierig benagt. Nun, da es satt ist, spürt es ein seltsames Sehnen nach etwas Artgleichem. Es baut wieder ein zierliches Männchen, äugt aufs neue umher und verschwindet blitzschnell im Holz. Dort wirft nun auch der Hirsch sein Geweih. Und als die ersten Märznächte niedergehen und das klare Mondlicht durch die Baumkronen tropft, feiert der Marder Rollzeit. Tief im Walde jagt der starke Rüde den schwachen. Fauchend und knurrend geht die wilde Jagd von Baum zu Baum, bis sich der Verfolgte miauend und murrend verdrückt.

Indessen zieht auch der Fischotter suchend durch Binsen und Rohr, geht auch zuweilen ein Stück über Land, denn auch er hat im Vorlenz seine Ranzzeit. In diesen Nächten läßt er Frösche und Fische ungeschoren; das Wasserhuhn lärmt sorglos im Sumpf, und ungestört gründelt die Ente. Tage später, wenn sich die Häsin bereits mit dem ersten Satze abmüht, fährt auch Meister Grimbart aus dem Bau. Blinzelnd verhofft er vor der Röhre. Als er nichts Verdächtiges wahrnimmt, trabt er gemächlich zur Tränke. Hernach wurzelt er im Waldboden, bis im Osten rötlicher Morgenschein aufliegt. Dann fährt er grunzend wieder ein. So macht er es Nacht für Nacht. Als aber der halbe März vorüber ist, treibt es auch diesen mürrischen Einsiedler auf die Spur einer Fähe.

Dann grünt schon der Kirschbaum. Apfel und Pfirsich rühren sich. Der Weißdorn sprengt seine Knospen, und rasch treiben Flieder und Wildrose die ersten Blättchen aus. Da bezieht auch Freund Adebar wieder den alten Horst.

Nun ist der März voll, und die ersten Bäume sind erblüht. Seit Tagen schon träumt das Veilchen am Wegrand, und dem Kalender nach ist der Frühling schon da. Doch der läßt sich Zeit. Erst, wenn im Walde der Kuckuck ruft, zieht der frohe Geselle mit seinen tausend Farben wirklich ins Land.

Blütenpracht an der Bergstraße

Mandeln und Feigen wie im sonnigen Süden

Noch ist es nicht Frühling und schon kommen von der Bergstraße die ersten Meldungen, wonach in geschützten Lagen die Mandelbäume ihre Blüten zeigen. Oft schon haben an der Bergstraße, der nördlichsten Heimat der Mandelbäume, die Blüten sich geöffnet, wenn noch oben auf den Bergen des Odenwaldes Schnee lag. Die sonnigen Tage des Februars haben in dem milden Klima ihre Wirkung getan; bald wird ein duftiger Schleier von weißen und rosafarbenen Blüten die Hänge der Bergstraße schmücken und sie zum Ziel der ersten Frühlingswanderungen machen.

Einen lustigen Garten von Vögeln und Schnabelweid nennt der alte Merian die „Strata montana"; er preist die schönen Wein- und Obstgärten und das ganze fruchtbare Land. Und zweihundert Jahre später schreibt ein anderer Reisender: „Wo sich die Höhen des Odenwaldes zwischen dem Neckar und Main gegen die Rheinebene sanft abdachen, öffnet sich ein weites, lachendes Gefilde, auf das ein milderer Himmel herablächelt und seine schönsten Gaben aus reichem Füllhorn ausgießt. Mögen auch manche Gegenden Deutschlands ihres großartigen Charakters wegen gerühmt werden, mögen ihre wilden Felsenmassen, ihre finsteren Talschluchten, ihre schäumenden Wasserfälle einen interessanten Anblick gewähren — länger und entzückter wird aber doch das Auge des sinnigen Wanderers auf der freundlichen Bergstraße ruhen." Seit diesem begeisterten Loblied sind weitere 150 Jahre ins Land gezogen, aber immer wieder, Jahr um Jahr, weiß die Bergstraße den Naturfreunden neue Wunder aufzutun.

Wer allerdings mit 100 km durchs Gelände braust, wird nicht viel von den Schönheiten dieser lieblichen Landschaft sehen; nur besinnliche Menschen vermögen hier etwas von dem Geist aufzuspüren, der unseren Landsmann Scheffel und viele Dichter vor und nach ihm zu Frühlingsliedern anregte. Abseits der modernen Landstraße, auf halber Höhe des Gebirges, führt die „alte Bergstraße" im Zuge der römischen Strata montana durch die Dörfer von Heidelberg bis Darmstadt und erschließt dem Wanderer auf Schusters Rappen manche verborgene Schönheit. Unten aber, am Fuß der Berge, schnauft als romantisches Überbleibsel aus dem vorigen Jahrhundert noch eine Strecke weit der „Peurige Elias", das wacklige Dampfbähnchen, mit dem es jeder Radfahrer aufnimmt und das, wie böse Zungen behaupten, bei Gegenwind Verspätung hat. Unsere Gäste aus Amerika jedenfalls versäumen nicht, der Kuriosität halber und wenn sie ausnahmsweise viel Zeit haben, eine Fahrt mit der Bimmelbahn zu machen, die in absehbarer Zeit ein Museumsstück sein wird. So bietet die Bergstraße mancherlei an Freude und Kurzweil, zumal in den zauberhaften Wochen, da die Natur erwacht.

-el.

Die Städtischen Museen in Mannheim

Sammlungen im Wiederaufbau — Zeugnisse aus der Geschichte der Kurpfalz

Mannheims Stellung als Kulturzentrum des ehemaligen kurpfälzischen Gebietes beruhte nicht zuletzt auf seinen künstlerisch und kulturell hervorragenden Sammlungen, die im Schloß und im Zeughaus untergebracht waren. Den Krieg haben sie mit schmerzlichen Verlusten — zum Beispiel der wertvollen Uhrensammlung — im wesentlichen überstanden, aber beide Museumsgebäude fielen den Bomben zum Opfer. Ein inzwischen instand gesetzter Flügel des Zeughauses bildet nun die Kernzelle für den Wiederaufbau der städtischen Museen.

Wir erinnern uns noch an die Museen alter Art, jene Universalsammlungen, nach deren Besuch nichts im Gedächtnis haften blieb als die Tatsache, daß man nach kilometerlangem Marsch „durch sämtliche Räume" hundemüde wieder ans Tageslicht kam. Der Mensch von heute ist nicht mehr so aufnahmefähig, um stundenlang in überladenen Sälen zu verweilen, es sei denn, er verfolge als Fachmann oder Sammler besondere Studien. Darum hätten all die schönen, mit großem Fleiß und Aufwand zusammengetragenen Sammlungen ihren Zweck verfehlt, wären nicht neue Wege gefunden worden, diese Kunst- und Kulturgüter auf zeitgemäße Art zu zeigen. Gerade die im Februar zu Ende gegangene Ausstellung „Deutsche Fayencen des 18. Jahrhunderts" war ein lobenswertes Beispiel dafür, wie in Mannheim die Aufgabe gelöst wird.

Das Rezept ist einfach und nicht einmal ganz neu: eine Spezialschau mit rund hundert Gegenständen, auf wenige Räume beschränkt, übersichtlich aufgestellt, gelockert und ergänzt durch Ausstattungsstücke der gleichen Epoche. So hat die kleine Fayence-Ausstellung der Städtischen Museen, durch die immerhin einige tausend Menschen gegangen sind, die berechtigte Anerkennung wohl aller Besucher gefunden, und diese Ausstellungsform soll, wie der Leiter der Städtischen Museen, Dr. L. W. Böhm, betont, auch künftig nach Möglichkeit beibehalten werden; sie hat sich jetzt schon bewährt.

Die Mannheimer Sammlungen waren am Ende des Krieges ihrer Räume völlig beraubt, und als man 1948 wieder mit Ausstellungen begann, mußte zunächst die Gastfreundschaft der Kunsthalle in Anspruch genommen werden. Inzwischen wurde im Zeughaus das zweite Obergeschoß ausgebaut, so daß für den dringendsten Bedarf Magazin- und Ausstellungsräume gewonnen wurden. Wer das Haus mit dem so ansprechend gestalteten Aufgang in den letzten Monaten besuchte, wird gern wiederkommen und keine Ausstellung versäumen. Ein weiteres Stockwerk kann im Zeughaus für Magazinzwecke ausgebaut werden, und für die fernere Zukunft besteht auch Aussicht, im Schloß wieder Räume zu bekommen, jedenfalls in Verbindung mit der Herrichtung des Mittelbaues, in dem später einmal der Rittersaal als großer Repräsentationsraum wiedererstehen soll. Vorläufig jedoch verbietet die Geldfrage größere Planungen. Noch werden aus den Kellern des zerstörten Schlosses schwerbeschädigte Bestände der archäologischen Abteilung geborgen, Denkmäler der heimischen Vor- und Frühgeschichte, die nun glücklicherweise im Zeughaus ein schützendes Obdach finden, nachdem sie ausgebessert und sachgemäß konserviert sind. Die einst berühmte Sammlung der Gipsabgüsse erfordert ebenfalls umfangreiche Instandsetzungen, an die aber einstweilen nicht zu denken ist. Die naturkundliche Sammlung, die wohl am schwersten getroffen wurde, wird in der alten Form nicht mehr erstehen; für Schulzwecke ist das noch Vorhandene als Anschauungsmaterial recht brauchbar.

Der Wiederaufbau aller städtischen Sammlungen würde auf Jahre hinaus große Mittel erfordern, auf die angesichts dringlicherer Aufgaben der Stadtverwaltung nicht gerechnet werden kann. Es gilt daher, mit dem zur Verfügung stehenden kleinen Etat so gut wie möglich zu wirtschaften und bei Neuanschaffungen in weiser Beschränkung nur das Beste zu wählen, wobei die historische Bedeutung für Mannheim und die Kurpfalz im Vordergrund stehen muß. So ist es kürzlich dem Museumsleiter gelungen, einige auf Mannheim bezügliche Schaumünzen, die Gründungsmedaille der Kurpfälzischen Akademie und eine Auszeichnung der Deutschen Gesellschaft, preiswert zu erwerben. Jede Sammlung schläft ein, wenn sie nicht irgendwie ergänzt und ausgebaut wird; deshalb wird man immer wieder günstige Gelegenheiten ergreifen müssen, um künftigen Geschlechtern zu zeigen, daß auch in schwerer Zeit der Sinn für Geschichte und Kultur der Heimat bewahrt blieb.

Wilhelm Nagel

Der Morgen

Fliegt der erste Morgenstrahl
Durch das stille Nebeltal,
Rauscht erwachend Wald und Hügel:
Wer da fliegen kann, nimmt Flügel!

Und sein Hütlein in die Luft
Wirft der Mensch vor Lust und ruft:
Hat Gesang doch auch noch Schwingen
Nun, so will ich fröhlich singen!

Hinaus, o Mensch, weit in die Welt,
Bangt dir das Herz in krankem Mut;
Nichts ist so trüb in Nacht gestellt,
Der Morgen leicht macht's wieder gut.

Joseph Frh. von Eichendorff

Zwölf Schwänke vom Oberrhein

In einem schmalen gelben Bändchen hat Dr. Oskar Kohler, der unseren Lesern durch so manchen heimatkundlichen Beitrag auf dieser Seite bekannt wurde, zwölf Schwänke vom Oberrhein vereinigt. In Stadt und Land erlebte lustige Geschichten spiegeln den alemannischen Volkscharakter, der auch im Unglück den Humor nicht vergißt. Der Graphiker Walther Häß hat dazu einige kräftige Holzschnitte gemacht und das Büchlein in seinem Rieddruck-Verlag (Karlsruhe) herausgebracht. Form und Inhalt dieser Schwanksammlung sind für jeden Bücherfreund ein Genuß.

Wanderung durch Land und Zeit

Zum 75. Geburtstag Ludwig Finckhs

„Doktor Ludwig Finckh, geboren in Reutlingen am 21. März 1876, lebt als Arzt in Gaienhofen am Bodensee, bekundet Vorliebe für die Idylle, die süd- und südwestdeutsche Landschaft."

So lautet eine kurze Notiz im Lexikon. Wieviel Erleben, Wissen und Arbeit sind in diesen wenigen Worten eingeschlossen! — 75 Jahre der Beobachtung und des Festhaltens, des Fühlens und des Niederschreibens bilden das Leben Ludwig Finckhs. Eine Epoche der inneren Reifung des Dichters, der ein enger Freund Hermann Hesses, Karl Stirners und anderer Meister der Feder und Palette ist, reihte sich an die andere.

Der Lyriker. In den ersten 30 Lebensjahren Ludwig Finckhs entstehen gleich zwei seiner besten Werke: 1905 der Gedichtband „Rosen" und bald darauf der Roman „Der Rosendoktor". Ein „Frauenlob" wird Finckh genannt, dessen zarte Verse von tiefen Gefühlen und rastloser Phantasie zeugen. „Ein kecker Sänger in einem üppigen, farbenfrohen Rosenland" schreibt ein namhafter Berliner Rezensent. Und im Vorwort zu den „Rosen" meint Otto Julius Bierbaum: „Dieses Gedichtbuch ist ein hohes Lied auf die Frau".

An das Oasenbuch „Biskra", poetische Reiseschilderungen, schließt sich also das berühmteste aller Bücher Finckhs an, der „Rosendoktor". In Frankfurt a. M. hatte der junge Dichter in zehn Tagen den zarten Roman geschrieben, der fester Bestandteil der Weltliteratur wurde. Der kleine Band, in dem die Jugendjahre des Dichters und die erste Begegnung mit Hermann Hesse geschildert werden, ist durchwoben von Wehmut und Jugendschmerz, und diktiert von einer Innigkeit der Gefühle, die uns dem Dichter aufrichtig zugetan sein läßt.

Der Erzähler. Nunmehr Dr. med., heiratet Ludwig Finckh und läßt sich in Gaienhofen am Bodensee nieder, wo Hermann Hesse inzwischen „Diesseits" und „Umwege" gedichtet hatte. Die Jahre 1914 bringen von Finckh die Achalm-Erzählung „Der Bodenseher", ein Buch voller Glück und Leuchten, dem 16 farbige Bilder des schwäbischen Meisters Karl Stirner besonderen Wert verleihen. Auf die fröhliche und romantische Geschichte des Georg Reiff von Genkingen, der nach Afrika zog, um sein Glück zu suchen — „Die Reise nach Tripstrill" — folgt eine Erzählung, die in Kürze eine Auflage von 200 000 Exemplaren erreichte und, wie schon 1950 „Der Rosendoktor", nunmehr neu aufgelegt wurde: „Rapunzel". In vielen Bücherschränken findet man diese Idylle um Konrad Vogelmist aus Holzelfingen.

Während der Lazarettarzt Dr. Finckh vier Jahre lang in Konstanz tätig ist, schweigt der Dichter nicht. Ein Band Verse origineller und feinsinniger Art, „Mutter Erde", stammt aus dieser Zeit; ferner entsteht „Die Lerche", ein Hausschatz deutscher Lyrik, dem viele schwäbische Dichter kostbare Perlen beisteuerten. Und weiter geht die Wanderung durch die Jahre und durch die Heimat. Eine Lanze für die Pflege der Familienkunde bricht Ludwig Finckh 1920 mit dem „Ahnenbüchlein". Im gleichen Jahre erscheint auch „Die Jakobsleiter", eine besinnliche Geschichte vom Ursprung des Lebens. Auch dieser kleine Roman spielt, wie viele Werke des Dichters, bei Reutlingen: Auf der Alteburg.

Der Historiker. Ende der zwanziger Jahre leiten die teilweis heiteren, teils tiefschürfenden Heimat- und Bodenseebüchlein „Sonne, Mond und Sterne", „Schmuggler, Schelme, Schabernack" und andere eine neue Periode im Schaffen Finckhs ein: er schreibt historische Romane. Es werden in ihnen Schicksale dargestellt, deren Problemreichtum vor Finckh noch keiner angepackt hatte: Des Astronomen Joh. Kepler „Stern und Schicksal" (1930); „Der göttliche Ruf" (1931), dem der geniale und unglückliche Arzt und Physiker Robert Mayer gefolgt war; „Ein starkes Leben", der Werdegang des Pfälzers Konrad Krez, der 1848 Revolutionär war, nach Nordamerika floh und dort General, Staatsanwalt und Dichter wurde. Nach zweijähriger Pause erscheint der Roman um den Kürschnerssohn Johann Jakob Wunsch von Heidenheim, den Feldherrn Friedrichs des Großen, „Die Kaiserin, der König und ihr Offizier". Den Abschluß dieser Reihe bildet die Geschichte vom Landvogt Christian Daniel von Finckh, der um das Jahr 1813 in Oldenburg lebte, „Herzog und Vogt".

Der Jubilar. Der Lärm und die Unruhe der Kriegs- und Nachkriegsjahre waren schuld daran, daß Ludwig Finckhs leise, doch eindringliche Worte nur von wenigen gehört und gelesen wurden. Erst jetzt, da die Selbstbesinnung wieder Raum ergreift und man sich derer erinnert, die ein Leben lang für die Menschlichkeit redeten — jetzt nimmt man wieder Bücher Ludwig Finckhs in die Hand. Der Dichter, dessen 75. Geburtstag in diesen Tagen festlich und still zugleich gefeiert wird, war nie müßig. Im Herbst 1950 erschien im Gerhard-Heß-Verlag in Ulm die Novelle „Verzauberung", eine Erinnerung an die mit Hermann Hesse in Kirchheim (Teck) verbrachten Jugendtage. Viele Gedichte entstanden nach dem Kriege, noch unveröffentlicht im „Rosengarten"; zahlreiche davon wurden vertont. Auch mit Erzählungen wird Ludwig Finckh seine unzähligen Leser noch erfreuen, so z. B. mit „Der Goldmacher" und „Ein Mann im Hegau".

Jedes Wort Ludwig Finckhs ist ein Dank an die Schöpfung, für uns aber eine Aufforderung, so menschlich und herzlich zu sein, wie es uns möglich ist. Freudig stimmt jeder in die Wünsche zum Geburtstag des Jubilars ein, der erst vor kurzem von einer schweren Krankheit genas, und gedenkt der Worte:

„O glaub, aus Sonnenblut und Qualm
Und Nacht erglimmen selige Sterne."

P. Stähle

Rund 200 Jahre „Mannheimer Schule"

Um die Mitte des 18. Jahrhunderts entstand die sogenannte „Mannheimer Schule", ein Kreis von Komponisten, der den bedeutenden Stilumschwung zur Wiener Klassik einleitete. Berühmte Meister gehörten dieser Mannheimer Komponistenvereinigung an, so der älteren Gruppe Johann Stamitz, Franz Xaver Richter, A. Filtz und Ignaz Hofbauer. Aus der jüngeren Gruppe ragen die künstlerischen Gestalten eines Anton und Karl Stamitz heraus, eines Beck, Danzi und Cannabich.

Neuerungen technischer und stilistischer Art verdanken wir dem Mannheimer Kreis, Fortschritte in der Kompositionstechnik, die der Vereinigung viele berühmte Anhänger, aber auch zahllose bloße Nachahmer erwarben. Die wichtigsten Errungenschaften der Schule, deren Lehren ein Beethoven, Mozart und Haydn auswerteten, sind einmal der Verzicht auf den Generalbaß — damals ein gewaltiges Ereignis —, ferner das Orchester-Crescendo und -Tremolo, und auch die sogenannte „Rakete", d. h. aufsteigende Dreiklangs-Brechungen. Der Schule entstammt ferner die großartige Entwicklung der symphonischen Form, also das periodisch gebaute Thema, der Ausbau des zweiten Themas und die Durchführung.

Einwirkungen dieser „Manieren" sind vor allem bei der Wiener Klassik spürbar, z. B. bei Beethoven in op. 13, 1. Satz, in der 1. Symphonie im ersten Satz. Bei Mozart findet man einzelne der neun wichtigsten Punkte wieder in der ersten Arie des Cherubin („Figaros Hochzeit"), bei Haydn in der Klaviersonate B-dur im ersten Satz. Dem im Jahre 1919 verstorbenen Professor Hugo Riemann, dem umfassendsten musikwissenschaftlichen Genie nicht nur der neueren Zeit, sondern mehrerer Jahrhunderte, ist die Entdeckung der großen Bedeutung der „Mannheimer Schule" und ihre Ausarbeitung, Feststellung und Kommentierung zu verdanken.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK Baden-Württemberg